

# BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge Nr. 132 · 17. September 2021

## Spurensuche

### Jüdische Künstler und Künstlerinnen in Karlsruhe von Ursula Merkel

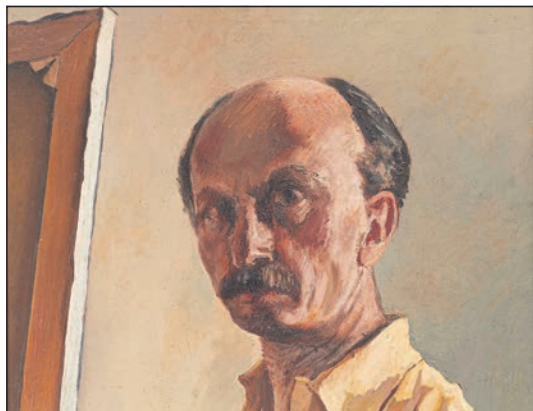
Ellen Auerbach, Richard Fuchs, Liselotte Grschelina, Hilde Hubbuch, Hanns Ludwig Katz, Fritz Landauer, Gustav Wolf: Diese Namen stehen stellvertretend für die große Zahl der Kunstschaffenden jüdischer Herkunft, die am Kulturleben in Karlsruhe vor 1933 maßgeblich beteiligt waren, viele von ihnen sogar als Pioniere auf ihrem Gebiet. Doch heute sind die meisten weitgehend vergessen, denn mit Beginn des nationalsozialistischen Terrorregimes wurden sie systematisch ausgegrenzt, diskriminiert, in die Emigration gezwungen oder verschleppt und ermordet. Unter dem Titel „Verborgene Spuren. Jüdische Künstler\*innen und Architekt\*innen in Karlsruhe 1900–1950“ erinnerte die Städtische Galerie Karlsruhe mit einer umfangreichen Ausstellung an den jüdischen Beitrag zur Kunst und Architektur in der Fächerstadt.

#### Vielfältige Verbindungen mit Karlsruhe

Im Mittelpunkt standen 24 Künstler und Künstlerinnen, Fotografinnen und Architekten, die ursprünglich aus Karlsruhe stammten, hier ihre Ausbildung absolvierten oder entscheidende Schaffensjahre verbrachten. Die meisten von ihnen kamen aufgrund des breitgefächerten Studienangebots nach Karlsruhe und besuchten die Kunstgewerbeschule, die Kunstakademie, die Malerinnenschule oder die angesehene Architekturfakultät der Technischen Hochschule. Die Exponate – Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafiken, Skulpturen, Fotografien, Architekturpläne und historische Dokumente – konnten trotz aller Verluste anschaulich vermitteln, wie facettenreich die Beziehungen jüdischer Kunstschaffender zur Stadt gewesen waren. Auch untereinander bestanden vielfältige Kontakte, vor allem durch die gemeinsame Ausbildung. Besonders enge Verbindungen mit Karlsruhe hatten Gustav Wolf und Hanns Ludwig Katz, die beide als Maler und Grafiker tätig waren.

#### Gustav Wolf – Schöpfer visionärer Welten

1887 als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Östringen geboren, erhielt Gustav Wolf bereits während seiner Schulzeit am Bruchsaler Gymnasium Privatunterricht bei der Karlsruher



Gustav Wolf, Selbstportrait, um 1933, Städtische Galerie Karlsruhe. Foto: Heinz Pelz

Malerin Emilie Stephan. Auf Ratschlag von Hans Thoma, an den sich die Eltern aufgrund der früh zutage tretenden künstlerischen Begabung ihres Sohnes gewandt hatten, begann Wolf 1904 mit dem Studium der Architektur an der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Parallel dazu erhielt er privaten Unterricht bei seinem Mentor Thoma, der ihm sowohl praktische Kenntnisse im Malen und Zeichnen als auch philosophische und kunsttheoretische Einsichten vermittelte. Auf ausgedehnten Studienreisen unter anderem nach Italien, Amsterdam und Paris bildete sich Wolf eigenständig weiter. Bald entstanden die ersten Öl- und Pastellbilder, in denen der junge, unter depressiven Zuständen leidende Künstler seinen bedrängenden visionären Vorstellungen Ausdruck verlieh. Sie zeigen eigenwillig-verschlüsselte, surreal anmutende Traumwelten, die dem Symbolismus nahe stehen. Der Hang zum Fantastischen und Visionären blieb in Wolfs Schaffen zeitlebens gegenwärtig, vor allem in den zahlreichen Holzschnittfolgen, die heute zu seinen bekanntesten Werken zählen.

Innerhalb der Ausstellung lag der Schwerpunkt jedoch mehr auf jenen Arbeiten, die bislang noch nie oder nur selten zu sehen waren. Sie wurden als Leihgaben von der Gustav-Wolf-Kunstgalerie in Östringen zur Verfügung gestellt. Dazu gehörten nicht nur Zeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg, die das Grauen auf den Schlachtfeldern eindringlich festhalten, sondern auch zahlreiche Werke, die der Künstler nach seiner Emigration 1938 in die USA schuf. Die Exilerfahrung bedeutete für ihn eine einschneidende Zäsur, eine erzwungene Neuorientierung in einer fremden Welt, in der er nie heimisch werden sollte. In der Radiermappe „Vision of Manhattan“ kommen der Verlust von Identität und das Gefühl von Entwurzelung ganz unmittelbar zum Ausdruck. Wenig bekannt sind auch Wolfs Karikaturen von Hitler und seinem engsten Kreis sowie die zahlreichen Zeichnungen, in denen er sich mit den NS-Verbrechen und dem Völkermord an den Juden auseinandersetzte. Sie entstanden teils in der Art dokumentarisch illustrierender Reportagen und in Anlehnung an fotografische Vorbilder, teils in allgemeingültigen Formulierungen und in Metaphern, aber immer in einer Weise, die einen direkten Zugang erlaubt.

Im Sommer 1947 erreichte ihn das Angebot, nach Karlsruhe zurückzukehren und an der wieder eröffneten Kunstakademie erneut – wie schon Anfang der 1920er-Jahre – eine Professur für Grafik zu übernehmen. Dies war ihm aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr möglich, im Dezember desselben Jahres verstarb er im Alter von sechzig Jahren.

#### Hanns Ludwig Katz – Expressionist und Maler der Neuen Sachlichkeit

Hanns Ludwig Katz, 1892 in Karlsruhe geboren, war bis zu seiner Übersiedlung nach Frankfurt am Main 1920 eng mit seiner Heimatstadt verbunden. Die Eltern – der Vater war Herausgeber der „Süddeutschen Reichskorrespondenz“ und Chefredakteur der „Karlsruher Zeitung“, die Mutter Balletttänzerin – förderten früh die musischen Interessen ihres Sohnes. Nach dem Abitur 1912 schrieb sich

Fortsetzung Seite 2



1915 – 2001

Foto: Archiv Döbele

### Erna Döbele

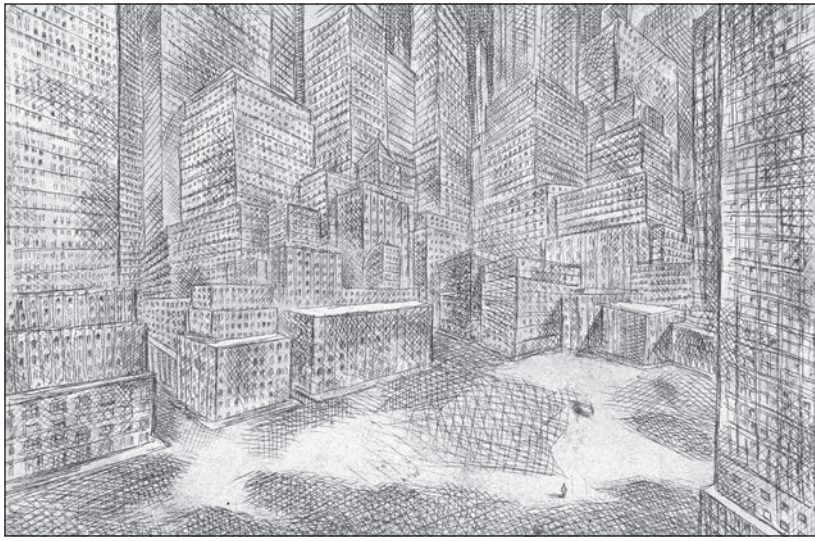
Ob Erna Döbele an den Zufall geglaubt hat, ist nicht überliefert. Aber als sie Gedichte von Johann Peter Hebel las und dabei bemerkte, dass sie am selben Tag wie der von ihr verehrte Hebel Geburtstag hat, „da war es soweit“, schreibt Mundartkenner Markus M. Jung aus dem Kleinen Wiesental: Erna Döbele publizierte ihre Mundartgedichte „E Stube voller Sunneschii“. Sie waren ein voller Erfolg.

Aber: Was hat die Dichterin Döbele mit Karlsruhe zu tun, außer eben via Hebel, der etwa 150 Jahre vor ihr geboren wurde? Schließlich gibt es in der Fächerstadt keine Straße, nicht einmal eine Sackgasse, die nach ihr benannt ist. Auf dem Schirm hat man sie nicht.

Erna Döbele wurde am 10. Mai 1915 als Erna Josefa Horadam, Tochter der Luise Horadam und deren Ehemann Heinrich, in Karlsruhe zuhause in der Sofienstraße geboren. Der Vater, Steinschleifer, starb früh, die Mutter am fünften Geburtstag Ernas 1920. Wo und wie Erna, deren Mutter zuletzt in der Lessingstraße lebte, Kindheit und Schulzeit verbrachte, ist nicht dokumentiert. Mit 18, so weiß Jung, der viele Gespräche mit der stets lebensbejahenden, musikalischen und positiv denkenden Erna im Rahmen der Recherche zu einem Theaterstück führte, sei sie zum ersten Mal „von Karlsruhe zu ihrem Liebsten nach Murg“ an den Hochrhein gefahren. Bereits vor der Hochzeit 1936 verlor sich ihre Spur in der Fächerstadt.

Sie findet sich wieder, in Säckingen, am 8. Mai 1945: Erna Döbele, Luftschuttsachbearbeiterin und daher im Besitz eines Telefons, erfuhr von der bevorstehenden Erschießung von 96 polnischen Gefangenen in einer Kiesgrube in der Nähe von Rheinfeldern. Kreisleiter Johann Bender, zu dem sie geführt wurde, nachdem sie im Säckinger Rathaus-Innenhof gegen die Erschießung lautstark protestiert hatte, war von ihnen mehr als eindringlichen Worten und ihrem resoluten Auftreten beeindruckt. Sie appellierte an Benders Gewissen – durchaus in Hebels Sinn für aufrechtes Dasein und Gottesfurcht – und die Ehrfurcht vor dem Leben. Erfolgreich. Die Polen wurden freigelassen, Erna Döbele allerdings verhaftet. Doch ein Pole verhalf ihr zur Flucht und der Murger Bürgermeister Grass schützte sie bis zum nahen Kriegsende vor der drohenden Haft. Ihr Eingreifen wurde 1991 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande und wenig später auch mit dem Kavalierkreuz des Verdienstordens der Republik Polen gewürdigt.

Von diesem 8. Mai erzählte Erna Döbele wohl noch ihr Leben lang, berichteten ihre drei Kinder. Sie starb im Juli 2001 in Murg. Dem Journalisten Martin Schley gab sie für S4 Radio Breisgau 1992 ein Interview, in dem sie schilderte, was sich 1945 abspielte. Und Markus M. Jung schrieb das Theaterstück „Erna Döbele“, das 2009 in Herrischried (im oberen Murgtal) uraufgeführt wurde. Bis in ihre Geburtsstadt ist ihr Ruf allerdings (noch) nicht wirklich gedrungen. Harald Schwiers



Gustav Wolf, Myself, 1941/42 (aus der Radiermappe „Vision of Manhattan“), Gustav-Wolf-Kunstgalerie Östringen. Foto: Heinz Pelz



Hanns L. Katz, Totentanz von 1919, Das Standgericht/Exekution, 1921, Staatl. Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe. Foto: Heinz Pelz

Katz für zwei Studiengänge in Karlsruhe ein: An der Technischen Hochschule studierte er Architektur und Kunstgeschichte, an der Kunstakademie war er Schüler in der Zeichenklasse von Hans Müller-Dachau, allerdings nur für ein Semester. Seine kunsthistorische Ausbildung setzte er anschließend in Heidelberg, Berlin und München fort, kehrte aber immer wieder nach Karlsruhe zurück, wo er seit 1914 ein Atelier in der Bismarckstraße gemietet hatte.

Aus seiner ersten expressionistischen Phase während der Kriegsjahre und kurz danach haben sich nur wenige Arbeiten erhalten, darunter das in signalhaften Farben gemalte „Männliche Bildnis“, das als Plakatmotiv für die Ausstellung ausgewählt wurde. Es steht beispielhaft für den Umgang mit Werken jüdischer Künstler in der NS-Zeit. Seit 1921 befand es sich im Besitz der Karlsruher Kunsthalle. 1937 wurde es beschlagnahmt und in der Münchner Ausstellung „Entartete Kunst“ unter der Überschrift „Offenbarung der jüdischen Rassenseele“ neben Gemälden von Marc Chagall, Ludwig Meidner und anderen gezeigt. Auf bislang unbekanntem Wegen gelangte

es später in den Kunsthandel und wurde von Henri Nannen, Verleger, Kunstmäzen und Gründer der Kunsthalle Emden, in den 1980er-Jahren erworben.

Katz sympathisierte mit der Gruppe um den Schriftsteller und Pazifisten Gustav Landauer, einem der führenden Köpfe der Münchner Räterepublik, der wie der Künstler selbst aus einer Karlsruher jüdischen Familie stammte. Das Porträt Landauers, das Katz kurz nach dessen Ermordung malte, weist deutliche stilistische Übereinstimmungen mit dem „Männlichen Bildnis“ auf. So liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei dem Dargestellten ebenfalls um einen der Münchner Wortführer handeln könnte. Möglicherweise ging es dem Künstler aber weniger um die Erinnerung an eine bestimmte Person als vielmehr um ein Symbol des politischen Neubeginns, um eine spannungsreich inszenierte „Ikone der Revolutionszeit“. Auch eine „Totentanz von 1919“ betitelte Folge von Lithografien, die Katz im Winterhalbjahr 1920/21 in der Druckwerkstatt der Badischen Landeskunstschule Karlsruhe herstellte, legt beides Zeugnis ab von der Anteilnahme und inne-

ren Verbundenheit des Künstlers mit den Opfern der blutig niedergeschlagenen Revolution.

Nach erfolgreichen Jahren als freischaffender Künstler in Frankfurt am Main war Katz als Jude, Sozialist und expressionistisch-neusachlicher Maler den nationalsozialistischen Diffamierungen ab 1933 nicht nur in einer Hinsicht ausgesetzt. Ausstellungen, Aufträge und Arbeitsmöglichkeiten standen ihm nur noch über den Jüdischen Kulturbund offen. „Fort, fort, nach Sibirien, Albanien, zum Teufel, wenn es sein muß“, schrieb Katz in einem Brief vom Mai 1935 und hoffte zu diesem Zeitpunkt noch, dass sein Projekt einer jüdischen Siedlung in Jugoslawien Wirklichkeit werden würde. Doch dieser Traum realisierte sich nicht. Ein vom „Hilfsverein der Juden in Deutschland“ gechartertes Schiff brachte ihn im Oktober 1936 von Bremerhaven nach Johannesburg. Vier Jahre nach der Emigration starb der Künstler im Alter von 48 Jahren in Südafrika.

Ausführlich zum Thema dieses Beitrags informiert reich bebildert der Ausstellungskatalog: *Verborgene Spuren. Jüdische Künstler\*innen und Architekt\*innen in Karlsruhe 1900-1950*. Städtische Galerie Karlsruhe 6. Mai bis 8. August 2021, Petersberg 2021.

## Straßenbenennungen in Demokratie und Diktatur 1918–1945

### Karl-Marx-Straße in Karlsruhe? von Ernst Otto Bräunche

Eine Karl-Marx-Straße in Karlsruhe? Wer sich fragt, ob dies nicht ein Irrtum ist, sollte im Karlsruher Adressbuch von 1930 blättern. Dort wird er tatsächlich auch auf eine Karl-Marx-Straße in der Oststadt stoßen, die allerdings noch nicht hergestellt war. 1927 hatte der Stadtrat in einer für die doch nach wie vor eher bürgerliche Stadt Karlsruhe bemerkenswerten Aktion die Benennung einer Reihe von Straßen im Osten der Stadt beschlossen. Benannt werden sollten sie unter anderem nach „bekannten Republikanern und Volksmännern“, darunter die dem linken Spektrum zuzurechnenden Politiker August Bebel, Ludwig Frank, Anton Geiß, Ferdinand Lasalle und Karl Marx, aber auch Liberale wie Rudolf von Bennigsen, Emil Fieser oder Eugen Richter sowie die Zentrumspolitiker Theodor Wacker und Ludwig Windhorst. Diese Aktion ist einzuordnen in das erkennbare Bemühen, in den 1920er-Jahren die Erinnerung an Demokratie und Republik stärker in die Straßennamengebung der Stadt einzubeziehen. Am 6. November 1924 hatte zum Beispiel Stadtrat Adolf Kühn (Zentrum) noch bemängelt, „daß man an die Republik zu wenig Zugeständnisse mache. Man habe hier noch die alten Plätze und Straßen, die an die Monarchie erinnerte“.

#### Von Adeligen und Wirtshäusern

Tatsächlich hatten bis dahin adelige Namensgeber und nur wenige Namensgeberinnen die Benennung der Straßen nach Personen dominiert. Die ersten Straßen der am 17. Juni 1715 gegründeten baden-durlachschen Residenz Karlsruhe, die neun für den Fächergrundriss der Stadt typischen und bis heute stadtbildprägenden Radial-

straßen wurden nach Mitgliedern des mit der Stadtgründung ins Leben gerufenen Ordens der Treue genannt. So hieß die heutige Waldstraße zunächst Rotbergische Gasse nach Hofmarschall Leopold Melchior von Rotberg, dann Plantaische Gasse nach dem Kammerjunker Friedrich Mainhard Planta von Wildenberg und seit 1726 Uexküllsche Gasse nach Staatsrat Friedrich Emicho vom Uexküll. Die heutige Herrenstraße wurde zunächst Löwenkranzgasse nach dem Oberstallmeister Philipp Jakob Löw von Löwenkranz, dann Jung-Dresen-Gasse nach Christof Wilhelm Drais von Sauerbronn, Kammerjunker und Hauptmann des baden-durlachschen Kreisregiments, zu Fuß genannt. Außerdem wurde Ludwig Friedrich Drais von Sauerbronn, Kammerjunker und Oberstlieutenant der Garde, Graf Johann Friedrich zu Leiningen-Dachsburg, Hofrat, und Obervogt Johann von Günzer, Markgraf Christopf, der als erster den Orden der Treue erhalten hatte, der Stadtgründer Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach selbst und sein Sohn Prinz Friedrich von Baden durch Straßenbezeichnungen geehrt. Diese für Einheimische wie Ortsfremde sicher nicht einfach zu merkenden Straßennamen hielten sich deshalb nicht lang, es bürgerten sich bald die Straßennamen nach den in der jeweiligen Straße liegenden Wirtshäusern ein. Einzig die Herrenstraße erinnert noch kollektiv an die adeligen Herren. Bereits früh nahm also die Karlsruher Bevölkerung Einfluss auf die Straßenbenennung.

#### Republikanische Straßennamen 1918–1933

In der jungen nach der Revolution von 1918/19 entstandenen Weimarer Republik dauerte es bis

1925, bis erste „demokratische“ Namensgeber in Karlsruhe zum Zuge kamen. In diesem Jahr wurden zu Ehren des verstorbenen ersten deutschen demokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert und des von völkischen Rechtsradikalen ermordeten Zentrumspolitiker Mathias Erzberger Straßen benannt. Die Ebertstraße war später noch einmal Gegenstand der Beratungen. Am 8. November 1928 beschloss der Stadtrat, sie vom Kühlen Krug um die bisherige Reichsstraße bis zum Hauptbahnhof zu verlängern, um eine der Bedeutung Eberts angemessene Straßenlänge zu erreichen. In Ebertstraße war zunächst nur die Walhallastraße in der Weststadt umbenannt worden, die in einem Gebiet lag, das sich schon früh zu einer nationalsozialistischen Hochburg entwickelt hatte. Deshalb wurden wenig überraschend die neuen Straßenschilder in einer Nacht-und-Nebel-Aktion zunächst wieder herausgerissen.

Auch wegen der Kaiserstraße kam es am 20. Oktober 1927 zu einer durchaus heftigen Debatte, die Stadtrat Hermann Jung (SPD), Mitglied der Straßennamenkommission, mit der ironischen Bemerkung beendete, dass man sich für die Beibehaltung der Kaiserstraße entschlossen habe, weniger wegen des „guten“ mittelalterlichen Kaisertums – so eine Argumentation der Befürworter der Beibehaltung des Namens – „als im Hinblick auf die Tatsache, dass sich in der Kaiserstraße einige Filialen von ‚Kaisers Kaffeegeschäft‘ befänden“.

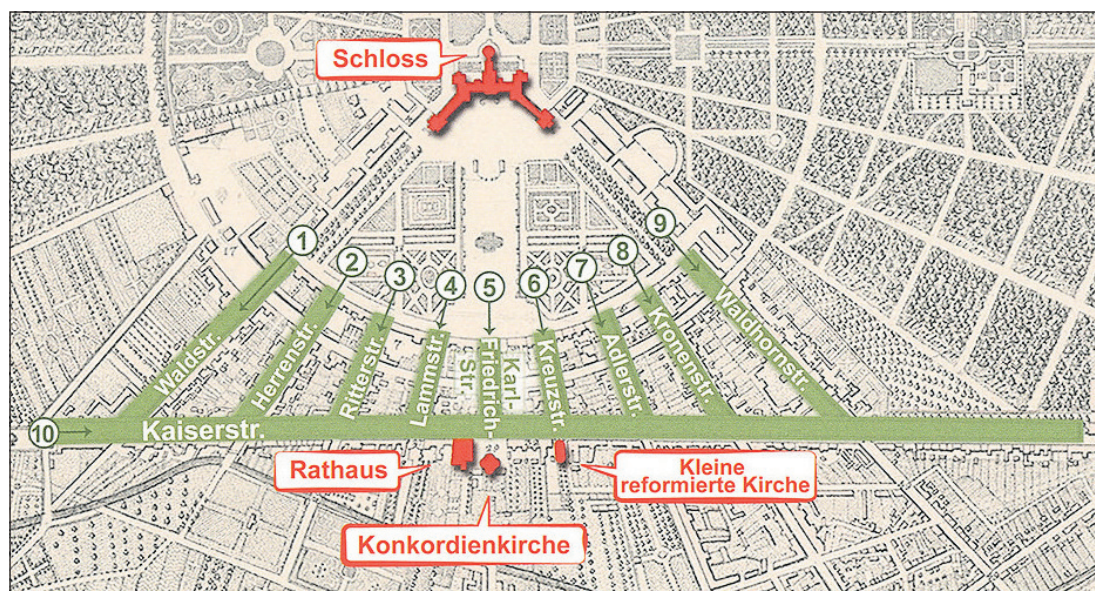
In dieser Sitzung sah sich Bürgermeister Hermann Schneider auch zu einer Replik auf einen KPD-Vorschlag veranlasst, „nach der alten und auch in Karlsruhe bekannten Vorkämpferin der Arbeiterklasse, Klara Zetkin, eine Straße zu benennen. Wo man eine Karl-Marx-Straße und eine

Lasallestraße habe, möge man auch nach dem hervorragenden Kämpfer Lenin eine Straße benennen“. Schneider lehnte dies ab und bemerkte daraufhin, dass „eine Eingemeindung nach Rußland“ ja noch nicht erfolgt sei.

### Umbenennungen in der Zeit des Nationalsozialismus

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 befassten sich die neuen Machthaber sogleich mit Straßenumbenennungen. Da die vorgesehenen „demokratischen“ Straßen aber alle noch nicht hergestellt waren, wurden sie kurzerhand wieder aus dem Adressbuch gestrichen. Sofort umbenannt wurden in der ersten Sitzung des nach dem Ergebnis der Reichstagswahl vom 5. März umgebildeten Karlsruher Stadtrats am 9. Mai 1933 der Marktplatz, der nun „Adolf-Hitler-Platz“ hieß. Die Durlacher Allee wurde zur „Robert-Wagner-Allee“, der Waldring zum „Horst-Wessel-Ring“, der Gottesauer Platz zum „Hermann-Göring-Platz“ und die Erzbergerstraße zur „Dietrich-Eckart-Straße“. Neu benannt wurde der „Paul-Billet-Platz“ vor der kleinen Kirche an der Kaiserstraße nach dem 1931 bei Straßenkämpfen in Karlsruhe ums Leben gekommenen Hitlerjungen. Aus dem Stresemannplatz wurde wieder der Festplatz, aus der Ebertstraße wieder die Reichstraße. Albert-Leo Schlageter wurde durch eine Anlage auf dem alten Friedhof, den „Albert-Leo-Schlageter-Hain“ geehrt. Schlageter war am 26. Mai 1923 während des Ruhrkampfes wegen Sabotageaktionen von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Er galt rechtsgerichteten Kreisen, darunter vor allem der NSDAP, bald als einer der „nationalen Helden“.

Die neuen Machthaber hoben aber nicht nur eigene Parteigrößen hervor, sondern beseitigten zugleich die Namen verdienter demokratischer Parteipolitiker. Noch in demselben Jahr wurden auch die Eugen-Geck-Straße, die Albert-Braun-Straße und die August-Schwall-Straße umbenannt. Im Jahr 1935 folgte die bereits einmal 1914 angeregte Umbenennung des Engländerplatzes in Skagarrakplatz. Am 10. Dezember 1935 erhielt der Mendelssohnplatz einen neuen Namen und hieß nun Rüpurrer Torplatz. Der Festplatz schließlich wurde 1937 zum Platz der SA. Bestehen blieb 1933 allein die 1929 nach der Zentrumspolitikern Maria Mat-



Eingezeichnet in den historischen Stadtplan sind die aktuellen Straßennamen und von 1 – 10 die historischen Benennungen: 1 Plantaische Gasse (1720), 2 Draisische Gasse (1720), 3 Alte-Dresen- (Drais-) Gasse (1718), Graf-Leinings Gasse (1720), 4 Güntzerische Gasse (1718), Markgraf-Christoph-Gasse (1720), 5 Carlsgasse (1718), 6 Frinz-Friedrich-Gasse (1720), 7 Löwencrantzische Gasse (1718), Rothbergische Gasse (1725), 8 Plant(a)ische Gasse (1718) Uexküllische Gasse, 9 Jung-Dresen- (Drais-) Gasse (1718), 10 Mühlburger Allee (1720), später Lange Straße. Kartografie: Ingrid Bouche

heis benannte Straße, die als eine der ersten Frauen 1919 dem Karlsruher Stadtrat angehörte und der als erst zweiter nichtadeliger Frau die Ehrung durch eine Straßenumbenennung zuteilgeworden war.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden nur noch wenige neue Straßennamen vergeben. Erst nach dem Tod des Reichsministers Fritz Todt und des SS-Obergruppenführers Reinhard Heydrich durften ausnahmsweise auch während des Krieges Straßen und Plätze benannt werden, so dass am 23. Dezember 1942 die Ettlinger Straße Todts Namen, die Westendstraße den Heydrichs erhielten.

Die letzte Straßenumbenennung vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde am 25. Januar 1945 vorgenommen, da in Hagsfeld an einem noch nicht benannten Weg Behelfsheime entstanden waren. Die Willy-Dreyer-Straße sollte an einen Ruhrkämpfer erinnern, der 1923 wegen Sabotage-

akten gegen die französischen Besatzungstruppen deportiert worden war und auf der Gefängnisinsel St. Ré gestorben war. Was 1718 mit der Benennung nach adeligen Herren der badischen Markgrafschaft begonnen hatte, endete 1945 mit einem „nationalen“ Helden.

Unmittelbar nach Kriegsende ordneten die Besatzungsmächte neben der Entfernung nationalsozialistischer Denkmale und Symbole auch die Umbenennung der von den Nationalsozialisten benannten beziehungsweise umbenannten Straßen an. Zusätzlich wurden 1946 noch Straßen umbenannt, die mit dem Ersten Weltkrieg zusammenhängen, wie im Adressbuch von 1947 nachzulesen ist. Deutlicher als in den Umbruchzeiten nach 1918, 1933 und 1945 kann die enge Verbindung der Straßennamensgebung mit dem jeweiligen politischen Umfeld nicht belegt werden.

## Im Lager Gurs 1941

# „Anna Schmitt, Baracke 12, will bleiben“ von Gunther Treiber

Der französische Ort Gurs am Fuße der Pyrenäen verdankt seine traurige Bekanntheit dem Umstand, dass hier in einem Lager seit Oktober 1940 die jüdische Bevölkerung Badens, der Pfalz und der Saar interniert und von dort in den Jahren 1942 bis 1944 in die Vernichtungslager deportiert worden war. Es war eines der Lager, die schon früher zur Aufnahme von zehntausenden spanischen Republikanern dienten, die während und nach dem Ende des Spanischen Bürgerkrieges (1936–1939) vor dem Diktator Franco nach Frankreich geflo-

hen waren. Als solches unterstand auch das Lager bei Gurs der Militärverwaltung.

Als eine Antwort auf den von Deutschland begonnenen Krieg im September 1939 verfügte die französische Regierung in einem Runderlass die Internierung „aller gefährlichen, verdächtigen und unerwünschten ausländischen Männer“, und, nach Beginn des Westfeldzuges der deutschen Wehrmacht, die der Frauen und Kinder im Mai/Juni 1940. Ein Großteil dieser über 9.000 Personen kam in das inzwischen weitgehend leere Lager

Gurs. Darunter war auch Anna Schmitt. Anna Schmitt wurde im Mai 1887 als fünftes von acht Kindern in Plankstadt bei Heidelberg geboren. Drei ihrer Geschwister starben bald nach der Geburt. Annas Kindheit und Jugend liegen für uns im Dunkel. Ihre erste Spur führt nach Karlsruhe, wo sie seit 1915 lebte. Sie brachte hier im November des Jahres ihren Sohn Erich zur Welt, der Vater, ein Reichsbahnassistent, wird sich zwei Jahre später zu seinem Sohn bekennen. Zu einer Heirat kam es aber nicht. Im Adressbuch der Stadt Karlsruhe

von 1916 ist sie als ledige, eigenständige und berufstätige Frau, als „Kleidermacherin“ aufgeführt. Dieser Beruf legt nahe, dass sie eine Ausbildung genossen hat.

1923 – sie ist 36 Jahre alt – machte sie sich auf nach Paris. Ihr Sohn wird später angeben, sie sei „auf Veranlassung der mit ihr eng befreundeten Familie Picard nach Paris gekommen“. Camille Henry Picard war Stoffhändler, möglicherweise haben sich beide auf einer Stoffmesse in Karlsruhe kennengelernt. Die Aufenthaltsgenehmigung der Präfektur von Paris weist als Wohnort die rue Pierre Curie im 6. Arrondissement aus.

### Erich Schmitt sucht seine Mutter

Ihren Sohn ließ sie in Karlsruhe zurück, sei es bei ihren Eltern, die inzwischen nach Mühlburg gezogen waren oder bei seinem Vater. Erich wird später eine Lehre als Drogist bei der Firma Fiebig in der Adlerstraße absolvieren. Im November 1937 wurde er zur Wehrmacht eingezogen, diente dann den ganzen Krieg über bei der Sanitätstruppe, zuletzt als Feldwebel. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich Ende Juni 1940 machte er sich auf die Suche nach seiner Mutter. Er muss wohl den Frankreichfeldzug mitgemacht haben, denn er wird später angeben, im Juli in der Wohnung der Picards, wo seine Mutter zwei Zimmer bewohnte, gewesen zu sein, ohne jemanden anzutreffen. Er habe dann in Blois einen ehemals internierten Landsmann getroffen, der ihn auf Gurs hinwies. Er schrieb Briefe, die ungeöffnet zurückkamen. Daraufhin wandte er sich an das Deutsche Rote



Zeichnung einer der unwegsamen Lagerstraßen in Camp de Gurs etwa 1941 mit dem Gebirgszug der Pyrenäen im Hintergrund. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

Fortsetzung Seite 4

Kreuz, das ihn nach zwei erfolglosen Nachforschungen an das Auswärtige Amt verwies.

### Die Kommission Kundt

Ernst Kundt, seit April 1933 Mitglied der NSDAP, war Sohn des Karlsruher Buchhändlers Ernst Kundt. Nach dem Abitur am Bismarck-Gymnasium, Jurastudium und Promotion wurde er 1924 in das Auswärtige Amt übernommen. Als Legationsrat leitete er die Kommission, die im Juli und August 1940 die vielen Internierungslager im besetzten wie im nichtbesetzten Teil Frankreichs aufsuchte, um die deutschen Staatsangehörigen ins Reich zurückzuführen sowie die Regimegegner der Gestapo zu überstellen.

Der Umstand, dass Erich Wehrmachtsangehöriger war, ließ das Amt tätig werden. Es beauftragte das Generalkonsulat in Marseille Nachforschungen anzustellen. Dieses wandte sich an die Präfektur in Pau, die das Lager verwaltete. Dort gab es keine Unterlagen zu Anna Schmitt. Das ist denkbar, hatte doch der Lagerkommandant mit dem Waffenstillstand viele Akten verbrennen lassen und den Insassen freigestellt, das Lager zu verlassen. Hinzu kommt, dass in Gurs sich auch Personen aufhielten, die nicht registriert waren.

Trotzdem erhielt Erich im Februar 1941 die erlösende Nachricht. Seine Mutter sei von einer deutschen Kontrollkommission im Lager angetroffen worden. Eine Rückführung nach Deutschland habe sie abgelehnt, sie wolle „in Frankreich bleiben“. Da ein postalischer Kontakt unmöglich war, wandte er sich immer wieder in Abständen an das Referat Kundt, um erneut ein Lebenszeichen seiner Mutter zu erhalten. Auf sein wohl letztes Schreiben im April 1944 antwortete die Behörde am 20. Juni, dass die vom Generalkonsulat „angestellten Ermittlungen zu Frau Anna Schmitt ergebnislos“ verlaufen seien. Am 6. Juni 1944 waren die Alliierten in der Normandie gelandet. Anna blieb verschwunden.

### Camille Henry Picard

Er ist im Januar 1882 in Bordeaux geboren, war also fünf Jahre älter als Anna. Er bewohnte eine Etage in einem sechsstöckigen Gebäude in der Avenue des Ternes im 17. Arrondissement ganz in der Nähe des Triumphbogens. Wir wissen nicht, wann Anna zu ihm gezogen ist. Sein Stoffgeschäft

lag direkt neben der Banque de France im 1. Arrondissement, also in bester Lage.

Camille Picard war vorsichtig. Als Jude hatte er nach der deutschen Besetzung der Stadt auch allen Grund dazu. Im Frühjahr 1941 war es in Paris zu ersten Verhaftungen von Juden gekommen. Mit dem Waffenstillstand hatte Frankreich eingewilligt, den Anordnungen der deutschen Besatzer Gesetzeskraft zu verleihen. So wurden die Juden im Oktober 1940 erfasst, im Juni 1942 das Tragen des Judensterns angeordnet und im selben Monat mit der Massenauslieferung jüdischer Bürger für die Deportation in die deutschen Vernichtungslager begonnen. Administration und Polizei des Vichy-Regimes erwiesen sich als willige Helfer.

Camille wurde überwacht. Im Archiv der Präfektur von Paris liegt ein Spitzelbericht an die „renseignements généraux“ – die politische Polizei – vom November 1941, der ihn so beschreibt: Er wohne in einer Wohnung, für die er jährlich regelmäßig 6.000 Francs entrichte. Weil er Jude sei, werde sein Geschäft von einem arischen Geschäftsführer geleitet, er lebe mit einem zwei Jahre älteren Fräulein zusammen und treffe sich sonst mit niemandem und empfangen zuhause keinen Besuch. Gewöhnlich verlasse er am Nachmittag die Wohnung und kehre erst spät abends zurück. Kontakt zu anderen Mietern habe er nicht, er sei politisch unauffällig und strafrechtlich liege nichts gegen ihn vor. Den (Geheim-)Diensten seien er und seine Freundin nicht bekannt.

Camille war nicht vorsichtig genug. Er wurde in Neuilly, einem vornehmen Vorort von Paris, bei einer Razzia verhaftet und am 19. März 1942 im Lager Drancy festgehalten, dann in das Lager Compiègne verlegt, kam am 23. März 1943 nach Drancy zurück und wurde von dort mit dem Transport 53 zwei Tage später in das Vernichtungslager Sobibor deportiert. In diesem Transport saßen auch hunderte badische Juden aus Gurs, darunter Eva Brigitte Marum, die Tochter des Karlsruher Anwalts und Reichstagsabgeordneten Ludwig Marum, den die Nazis 1934 ermordet hatten.

### Das Wiedergutmachungsverfahren

Mit der Gesetzgebung zur Wiedergutmachung erlitten Unrechts durch die NS-Politik (1953) konnte Erich einen Antrag auf Entschädigung stellen. Der Todestag seiner Mutter war auf den 1.

Januar 1945 festgesetzt worden. Er beantragte eine Entschädigung für den Freiheitsentzug, Verlust des Vermögens und den Tod seiner Mutter. Die Behörde lehnte den Antrag ab, Erich ging vor Gericht, das die Behörde im Recht sah, denn, so der Richterspruch, Anna hätte das Angebot der Kommission annehmen und nach Deutschland zurückkehren können. Im Ausland verlorener Besitz könne nicht entschädigt werden. Erich legte Berufung ein und konnte jetzt das Gericht überzeugen, dass das Angebot an sie, das Lager zu verlassen, nie gemacht wurde, denn seine Mutter galt als politisch unzuverlässig und habe bei Juden gearbeitet. Angesichts der grauenhaften Verhältnisse im Lager hätte sie sich ganz sicher für Leben und Freiheit entschieden. Sie sei sehr wahrscheinlich zusammen mit der Familie Picard 1941 von Drancy aus ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert und ermordet worden. Das Gericht schloss sich seinen Überlegungen an und gewährte eine Entschädigung von 6.000 DM.

Das Gericht hat sich die Sache leicht gemacht, Nachforschungen nicht angestellt. Anna Schmitt war arisch, sie steht auf keiner Deportationsliste, Picard wird auf der Deportationsliste als célibataire – als Junggeselle – geführt. Anna wird wohl kaum angegeben haben, dass sie bei Juden gearbeitet hatte. Aber all das soll nicht heißen, dass Erich zu Unrecht entschädigt worden ist.

### Anna

Was wir über Anna Schmitt wissen, ist zu wenig, als dass wir uns ein zutreffendes Bild von ihr machen könnten. Eine starke Frau muss sie gewesen sein. Sie ist allein (als Schwangere?) nach Karlsruhe gekommen, hat selbstständig ihren Lebensunterhalt verdient, wahrscheinlich hat sie nicht heiraten wollen, sie hat, um nach Paris zu gehen, ihren Sohn zurückgelassen. Sie wollte nicht zurück nach Deutschland, weil Frankreich ihr Zuhause war. 17 Jahre hat sie in diesem Land gelebt, 17 Jahre hat sie mit Camille Henry Picard zusammengearbeitet und vielleicht auch lange als Paar zusammengelebt. Und wenn ihre Entscheidung gegen eine Rückkehr auch eine politische Seite hatte, war diese ein Akt des Widerstands.

Quellen: GLA Karlsruhe 480/23049 (1-2) / 465a MB59; Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn; Archives de la Préfecture de Police Paris; Mémorial de la Shoah, Paris.

## Carlsruher Blickpunkte

# Portrait der Geliebten eines Markgrafen von Peter Pretsch

Auf dem 1874 stillgelegten Alten Friedhof an der Kapellenstraße sind noch viele für die Karlsruher Stadtgeschichte interessante Grab- und Denkmäler vorhanden. Der Förderverein Karlsruher Stadtgeschichte hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese in Kooperation mit dem Stadtarchiv in einem derzeit entstehenden Onlineprojekt der Öffentlichkeit zu präsentieren, verbunden mit biographischen Angaben zu den mitunter recht bedeutenden aber auch weniger bekannten Persönlichkeiten, die dort begraben sind. Als Beispiel sei hier das Grabmal von Dorothea Weiß vorgestellt. Sie stand zum badischen Haus in enger Beziehung, da sie die Geliebte von Markgraf Maximilian von Baden war, mit dem sie eine gemeinsame Tochter bekam. Das tragische Schicksal der Tochter Ernestine, die 1856 den Herzog von Bevilacqua heiratete, aber nur knapp zwei Jahre später starb, ist in der Ausgabe des Blicks in die Geschichte vom 18. Dezember 2020 nachzulesen. ([https://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick\\_geschichte/blick129/bevilacqua.de](https://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/blick129/bevilacqua.de)).

Die Mutter Dorothea Weiß wurde am 4. Februar 1802 in Neuenbürg in Württemberg geboren. Ihre Eltern waren der Bruchsaler Amtsaktuar Friedrich



Portrait der Dorothea Weiß des Hofmalers Johannes Grund von 1837. Foto: Privat

Weiß und seine Frau Elisabeth, geb. Löblin. Wie sich Markgraf Maximilian und Dorothea kennen gelernt haben, ist nicht bekannt. Am 26. August 1830 brachte sie ihre Tochter in Heidelberg zur Welt und wurde von Maximilian seitdem materiell unterstützt. Später zog sie nach Karlsruhe in eine

Wohnung in der Herrenstraße, deren Miete der Markgraf ebenfalls übernahm. Es handelt sich nicht um eine kurzfristige Liaison, sondern das Verhältnis blieb wohl bis zu ihrem Tode am 3. April 1850 bestehen. Maximilian finanzierte nämlich ihren mit einem persönlichen Bibelspruch versehenen Grabstein in der Gruftenhalle des damaligen städtischen Friedhofs.

Über die Todesursache der mit 48 Jahren noch relativ jung gestorbenen Frau ist nichts bekannt. Vor kurzem ist aber ein Portraitgemälde in Familienbesitz aufgetaucht, das sie noch in voller Schönheit präsentiert. In der Familienüberlieferung als „die Weißin, Geliebte eines Markgrafen“ bezeichnet, konnte man dort mit diesen Angaben nicht mehr viel anfangen, bis man auf die Recherchen des Verfassers stieß. Es handelt sich um eine qualitative Arbeit des Hofmalers Johann Grund, der auch sonst für die markgräfliche Familie tätig war. Sie zeigt Dorothea Weiß in der Mode der Zeit mit Ohrschmuck und kunstvoller Frisur. Der Maler hat das Bild signiert und mit der Jahreszahl 1837 datiert. Man kann davon ausgehen, dass ihr Geliebter selbst das Bild in Auftrag gegeben hat.

Auf verschlungenen Wegen ist es dann in den Besitz der Familie gekommen, wahrscheinlich über den mit der Familie verwandten Kammerdiener Carl Ratzel, der seit 1846 in markgräflich-badischen Diensten stand. Die markgräfliche Familie hatte nach dem Tod des ledig gebliebenen Maximilian sicher wenig Interesse an dem Bild, das sie sonst immer an eine nicht standesgemäße Beziehung erinnert hätte. Umso schöner ist es, dass es sich in Privatbesitz erhalten hat, und wir nun nicht nur ihren Grabstein sehen können, sondern auch ihr Portrait in jungen Jahren.

Herausgeber/Redaktion: Dr. Ernst Otto Bräunche  
Dr. Manfred Koch  
Herstellung: Badendruck  
„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003  
unter: [www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick\\_geschichte/ausgaben.de](http://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de)